Haus und Welt

Im Juli

Die Wiese wogte weit mit duft'gem Gras
Die blüh'nden Rispen neigten sich dem Winde.
Der sanft und sommerlau darüber strich.
Der klare Himmel wölbte endlos sich.
Nur eine weiße Wolke, die geschwinde
Mit lichtem Glanz das tiefe Blau durchmaß!

Und Stille rings. Nur Lerchenjubel sang
Von irgendwo hoch aus den blauen Lüften,
Und Grillenzirpen zitterte durchs Feld.
Im Sonnenflimmern lag die ganze Welt,
Die Erde ruhte unter süßen Düften,
Und tief im Tal die Mittagsglocke klang.

Ich lag und schaute selig fern ins Blau,
Und dachte nichts und dehnte weit die Glieder,
Und wußte nichts, als daß ich glücklich sei.
Mein Sehnen, Sinnen, alles flog vorbei,
Und süße, stille Ruhe sank hernieder
In meine Seele, lind wie kühler Tau.

Nikitza

Lange Jahre sind es seit Kriegsbeginn. Ich habe viel gesonnen und noch mehr erlebt; viel gelernt — doch weitaus nicht genug, die Menschen zu verstehen; habe viel erzählt und noch mehr verschwiegen. Einer, der irgendeinmal an mir vorbeigegangen ist, verfolgt mich in meine Träume: Nikitza. Persönlich kenne ich ihn gar nicht. Ich sah ihn nur zweimal ganz flüchtig.

In Galizien — da stand der dicke Mann an einer Straßenecke und fiel mir durch seine Vermummung auf. Es war Hochsommer, ein klarer Tag. Der Dicke trug eine Sportmütze tief in die Stirn gezogen, hatte den Mantelkragen hoch aufgestellt — und was dazwischen erschien, war ein Busch kohlschwarzen Bartes. Selbst das Endchen Anblick entzog mir der Mann, indem er sich geflissentlich abwandte.

So trat er eine Weile ungeduldig von einem Bein aufs andere — bis ein kleiner Oberst daherkam, und beide verschwanden.

Der kleine Oberst mit dem Fuchsgesicht war Runge, Chef des k. u. k. Nachrichtenbüros, Generalstab.

Der Dicke aber mit dem schwarzen Bart?

„Mein Lieber," sagte mir ein Eingeweihter, „Sie haben da niemand Geringeren zu sehen gekriegt, als Nikitza, den abgefeimtesten, den kühnsten, den glücklichsten Spion. Er ist eben aus Petersburg eingetroffen — mit fabelhaft wichtigen Meldungen. Aus Petersburg — nicht auf Umwegen, sondern durch die russische Front. Dieser Nikitza kann sich das Wagestück leisten: er spricht russisch und polnisch wie Wasser; nicht nur die Schriftsprachen — auch alle Dialekte. Nicht nur slawisch — auch türkisch, albanisch, griechisch — sämtliche Dialekte. Er darf sich seelenruhig und ganz nach seinem Belieben für einen spaniolischen Handelsmann aus Salonik ausgeben oder einen mährischen Bauern. Er ist ein Sprach- und Verwandlungsgenie."

„Und wirklich gehört er..."

„An mindestens zwei Galgen — einen habsburgischen und einen romanoffschen— den er wird kaum anstehen, auch uns an den Gegner zu verraten."

„Ich meine: wer er ist."

„Angeblich ein Montenegriner, der Kawas, das heißt: Portier bei einer Bank in Konstantinopel — bis König Nikita von Montenegro ihn entdeckte. Nikita hat ihn jahrelang für intime Dienste benutzt: in Prag, in Belgrad, Moskau, in aller Welt. Da hat der Mann sich vervollkommnet. Heute redet er drei Worte mit Ihnen und sagt Ihnen auf den Kopf zu: „Sie sind österreichischer Offizier, erzogen in Lemberg." Oder: „Diese Frau ist aus Lodz und hat eine Zeit in Petrikau gelebt." So feinhörig ist er. Und er irrt sich nie."

Generalfeldmarschall von Mackensen hatte Bukarest erobert. Auf dem Bahnhof von Sofia hockten fünf-, sechshundert Russen, die waren in der Dobrudja gefangen worden.

Russen? Wer weiß? In der Dobrudja hatten in den russischen Reihen auch Ueberläufer gefochten des österreichischen Heeres — Bosnier, Tschechen, Ruthenen, die sogenannte Slawische Legion.

Ein bulgarischer Unteroffizier heißt die Gefangenen aufstehen und formiert sie in eine lange Linie.

Zwei Herren in Zivil erscheinen — ein junger Elegant — dann ein Dicker, Vermummter mit buschigem schwarzen Bart — und gehen die Linie ab.

Der erste Herr stellt Fragen an jeden Gefangenen. Immer dieselben Fragen: „Wie heißt du? Wie heißt dein Heimatsort, dein Gouvernement?"

Der Dickvermummte horcht nur und winkt: Nach rechts! Nach links!

Nach rechts haben die echten Russen zu treten; nach links die Ueberläufer.

— — — Das Sortieren hat keine Stunde gedauert. Es ging alles so rasch und ruhig, daß kaum die Aufgewecktesten unter den Gefangenen noch begriffen haben werden, was da geschah.

Sie stehen, die armen Entlarvten, stumm, wohl ihrer fünfzig, im Rudel — etliche leis erregt — die Mehrzahl noch völlig ahnungslos.

Da wendet sich Nikitza zurück an diese Fünfzig, seine Opfer. Er ist äußerlich unverändert. Oder zuckt ein winziges Lächeln unter seinem Bart? Blitzt niederträchtiger Triumph in seinen Augen.

Er redet nun selbst die Gefangenen an, Mann für Mann — und alle antworten ihm — russisch:

„Nochmals — wie heißt du?"

„„Iwan Iwanowitsch, Nibikoff, Herr.""

„Dein Geburtsort?"

„„Verditschew, Podolien.""

Da setzt der Dicke plötzlich kroatisch fort:

„Mensch, du irrst. Du bist aus Agram, ein Kroate."

So kündigt er, gebläht von Eitelkeit auf seine Virtuosität, jedem der Unglücklichen sein Urteil. Eine bulgarische Wache führt die fünfzig fort; zum Standgericht. Alle fünfzig. — Der Dicke nickt zufrieden.

— — —

Vom Ende des Bahnhofs kommen noch drei Gefangene. Irgendein Packmeister mag Leute gebraucht haben, um ein paar Säcke abzuschleppen — und hat sich kurzweg drei aus der Schar der Gefangenen herausgewinkt. So sind die drei zufällig den Krallen Nikitzas bisher entgangen.

Sie aber glauben, es würden Liebesgaben verteilt oder Verpflegsmarken, laufen eifrig herbei, um nicht am Ende leer auszugehen, und geben sich selbst an:

„Bitte — auch wir sind Gefangene aus der Dobrudja."

Der Dicke tauscht nur einige Worte mit ihnen und ruft der Wache zu:

„Nehmt auch diese drei Tschechen mit!"

Als auch das geschehen ist, löst sich rechts aus dem Klumpen echter Russen ein baumlanger Kerl los mit dem dümmsten, gutmütigsten Gesicht der Welt, schlängelt sich mit scheuem Grinsen an den Dicken heran und sagt polnisch:

„Brüderchen, du hast mich vorhin nach meinem Namen gefragt. Ich sagte, wie man mir's eingelernt hat: Sergej Mihajlowitsch Kiriloff. Haha, Kiriloff! Doch jetzt habe ich dich in meiner Sprache reden hören... Ich werde doch dich nicht belügen, einen Landsmann..."

„Reich mir die Hand, Brüderchen," gibt der Dicke zurück. „Du bist ein guter, braver Junge! Aus Bielitz in Ostschlesien — wie? Du warst mir wirklich entgangen. Lauf mal rasch diesen Fünfzig nach, die man da wegführt — spute dich aber, lieber, braver Landsmann!"

Ein schwieriges Publikum

Von Don Aminado.

Das Eck-Cafee befand sich, wie das in Paris häufig ist, an einer Straßenecke und unterschied sich durch nichts von den zehntausend anderen solcher Cafees. Der Kaffee wurde einmal im Jahr gebraut, die Nummern der „Illustrierten" waren ebenfalls zum größten Teil vorjährig, und der glattrasierte, in Ehren ergraute, etwas über fünfzig Jahre alte Aufwärter wurde „Garcon" genannt. Die Stammgäste nannten ihn einfach „Jules" und zogen ihm, das Recht der Freundschaft nützend, fünfzehn Centimes vom Trinkgeld ab. Jules nahm dieses gutmütig hin, um so mehr, da diese Einbußen durch die Ausländer in weitgehendem Maße gedeckt wurden.

Gerade über diese Ausländer hatte ich einmal mit ihm ein Gespräch.

„Am meisten," setzte mir Jules seine Philosophie auseinander, „am meisten muß ich mich immer über Ihre Landsleute wundern, Monsieur! Ein sonderbares Volk sind diese Russen. Erstens kommen sie niemals allein, wie alle anderen Nationen, sondern immer gleich ein ganzer Haufen. Zweitens aber, und das ist das merkwürdigste, Monsieur, weiß keiner von ihnen jemals, was er will!... Nehmen wir an, es kommen z. B. Franzosen. Sie nehmen Platz, und gleich heißt es dann:

„Garcon! Vier Bock und ein halbes!'

Und weiter nichts. Eine klare Sache. Man bringt ihnen die vier Bock und ein halbes und läuft zu einem anderen Tisch. Da sitzt nun ein spanischer Anarchist mit einem Mädel aus dem Quartier. Die fangen gleich mit Benediktiner an. Mit Politik gebe ich mich natürlich nicht ab, aber ich muß Ihnen sagen, diese Anarchisten saufen wie die Pferde! Dann, nehmen wir mal an, kommt ein Schofför. Da gibt's auch gar keine Schwierigkeiten: einen Cafee-nature und ein paar Tropfen Curacao! Er trinkt aus, setzt sich in seinen Taxi und fährt weiter.

Jetzt aber, Monsieur, kommen Ihre Landsleute! Sechs Herren und zwei Damen. Ich will nichts dagegen sagen, die Damen sind sehr comme-il-faut, und die Herren ja auch. Aber sagen Sie mir, warum rücken sie sofort alle Tische zusammen, als ob sie ein Jubiläum oder ein Bankett feiern?! Und erst die Stühle! Wissen Sie, Monsieur, wenn sie anfangen, die Stühle drum herum zu stellen, dann ist überhaupt kein Durchkommen mehr... Aber gut, meinetwegen, denke ich, sie sollen machen, was sie wollen, wahrscheinlich ist das bei ihnen so Sitte... Ich gehe also hin und frage, wie sich's gehört: Die Herrschaften wünschen?

Da fängt die Geschichte aber erst an. Keiner von ihnen weiß, was er will. Alle lachen vergnügt durcheinander, und keiner bestellt was! Ich, sehen Sie, trete von einem Fuß auf den anderen, dann gehe ich weg, komme wieder, dann stelle ich ein Dutzend andere Kunden zufrieden, sie aber beraten noch immer. Endlich rufen sie mich und sagen: Eine Orangeade für Madame, und wir andern wollen es uns noch überlegen... Natürlich sage ich: Bitte sehr, überlegen die Herrschaften nur! und gehe die Orangeade bestellen. Plötzlich Geschrei: ‚Garcon!!!' .... Alle acht schreien auf einmal.

‚Bitte sehr??'

Es zeigt sich, daß Madame sich die Sache überlegt hat — keine Orangeade, sondern ein Sandwich-au-jambon!... Da kann man nichts machen, ich bringe das Sandwich-au-jambon und warte. Der Wirt aber, wissen Sie, guckt schon wie ein wildes Tier hinter der Theke vor. Natürlich, ein Schinkensandwich für eine so große Gesellschaft, das ist ja wirklich kein Geschäft! Aber man muß Geduld üben. Ich stehe und warte.

Plötzlich schreien sie wieder: ‚Garcon!!!'

‚Monsieur?!'

‚Bitte die Speisekarte!'

„Na, da überkommen mich sogar Zweifel. Was soll denn, um Gottes willen, ein Eck-Cafee für eine Speisekarte haben?! Zweiundvierzig Jahre existiert schon der Fond-de-commerce vom Wirt, er hat ihn geerbt, und niemals noch hat irgendwer nach der Speisekarte hier verlangt... „Verzeihung," sage ich, „eine Speisekarte haben wir nicht, aber wenn's Ihnen gefällig ist, ich weiß die Preise alle auswendig und kann sie Ihnen aufzählen."

‚Dann also,' sagen sie, ‚bringen Sie uns ein Bock, ein Rührei, ein Gefrorenes...'

Mon Dieu! Mit Politik gebe ich mich natürlich nicht ab, aber ich muß sagen, daß es bei Ihnen, bei den Russen, wirklich sehr viele Parteien und Programme gibt! Jeder von Ihren Landsleuten bestellt sich was anderes. Und dann, Sie müssen entschuldigen, Monsieur, aber wenn einer ins Cafee geht, dann muß er doch zum mindesten wissen: will er was trinken oder will er was essen? Will er was Warmes oder will er was Kaltes?!

Es ist ja richtig, keine andere Nation gibt so große Trinkgelder, wie die Ihre, dafür aber läuft man sich auch die Beine ab, daß es nur seine Art hat..."

Jules konnte nicht zu Ende erzählen, weil er gerufen wurde: der spanische Anarchist bestellte zum zehntenmal zwei Benediktiner für sich und sein Mädel. Die standen augenscheinlich fest auf dem immer gleichen Boden der Tatsachen!

(Berechtigte Uebertragung aus dem Russischen von Käthe Rosenberg.)

Nachtstunden auf dem Straßburger Münster

722, 723, 724, 725 Stufen. — Endlich. — Die enge Wendeltreppe mündet in eine kleine Plattform. Die höchste Stelle des nördlichen Münsterturmes ist erreicht. Sechsundsechzig Meter tiefer liegt der unvollendete Südturm — und ganz in der Tiefe, 142 Meter unter dem Stein, der unsere Füße trägt, breitet sich das Gewirr der Straßen von Alt-Straßburg aus. Friedlich um das Massiv des Münsters gelagert liegt die Stadt. In der Kuppel des Theaters und der Sternwarte spiegelt sich die untergehende Sonne, und das Gewirr der Dächer liegt vergoldet im Abend.

Weiter schweift der Blick... Weit ins Elsaß hinein, ins französische Land. Im Nordwesten steigt die Landschaft zur Zaberner Stiege hinan. — Im Südwesten ballen sich steil die Massive der Vogesenberge und stechen blauviolett, silhouettenhaft in den Abendhimmel. Auf der anderen Seite, im Osten, dicht der Stadt vorgelagert, schimmert der Rhein, uralt umkämpfte Grenze. Jenseits des silbernen Bandes grüßt Deutschland herüber. Badisches Land streckt sich vom Rhein bis weit hinauf in die blauen Berge des Schwarzwaldes. Hie Schwarzwald — hie Wasgenwald, — wie zwei trutzige Brüder wachsen sie auf aus der Ebene des Flusses und stehen drohend gegeneinander. Aber der Strom legt sich schlichtend dazwischen und weist jedem sein Bereich zu. —

Unter uns läuten die Münsterglocken. Sie läuten den Abend ein. Der Turm zittert unter ihrem mächtigen Schwung und pendelt in ihrem Rhythmus leicht mit hin und her.

Am Glockenstuhl vorbei steigen wir abwärts. Der Glockenjubel überfällt uns donnernd, und schützend legt sich die Hand an die Ohrmuschel, den überlauten Ansturm des Geläutes abzuwehren. Je tiefer wir steigen, um so jauchzender, überirdischer klingt das Lied der Glocken... Abendläuten. Hinausschwingt es über vielumkämpftes Land, unbekümmert um Friede und Krieg, unbekümmert darum, wessen Hand die Herrschaft in den gesegneten Gauen ringsumher führt.

Die Nacht findet uns auf der weiten Plattform des Südturms. Hier haben Feuerwache und Wetterstation ihre Unterkunft. Tag und Nacht geht der Wächter über der Stadt seinen „Feuergang". Die Dunkelheit hat sich unmerkbar über das Land gelegt. Sterne brennen am Firmament. Die Lichter der Stadt flimmern in unendlicher Zahl grüßend zu uns herauf, aber der lärmende Atem der Straßen dringt nur noch leise in unsere Höhe.

Der Bruderturm im Norden ragt steil ins Dunkel hinauf und verliert sich in endloser Höhe. Das grelle Licht der Bogenlampen tief unten auf der Straße springt hart gegen seine Pfeiler und Bögen an und malt dunkle Schatten in das graue Gemäuer. Die riesigen Quader erzählen aus dem Dunkel heraus von der elfhundert Jahre alten Vergangenheit des mächtigen Bauwerks. Von längst versunkenen Zeiten, von Kriegen, da Landsknechthorden und Soldateskabanden in dem feierlichen Raum des Domes ihr Lager aufschlugen, von Feuerbrünsten, die wie Gottesfackeln gen Himmel lohten, von Meuten entfesselter Menschen, die gegen die Schönheit der Mauern anrannten, um sie zu zertrümmern, und von unendlicher Mühe und Glauben, der Stein auf Stein türmte, bis das zerstörte Werk wieder errichtet war...

Man fühlt: dieser Turmriese dort im Dunkel liebt nicht die Erde. Er haßt das Sklaventum, das rings um ihn am Boden kriecht. Der Wille zur Höhe lodert aus ihm, wie eine Flamme und bietet sich sternenwärts dem dunklen Firmament. —

— Der Feuerwächter macht seine endlose Runde im Geviert der Plattform. Unermüdlich schweift sein wachendes Auge über die dunklen Häuser. Die Stadt dort unten traut seiner Wache — und er ist sich dessen bewußt und stolz darauf. —

Ich stehe am Rand der Plattform und luge ins Dunkel. — Hinter mir sprudelt das reine Französisch der beiden Wetterstationsbeamten. Seltsam klingt es in dieser Nacht. Unten in den Straßen von Straßburg fiel mir die Fremdheit der Sprache kaum auf — aber hier oben, auf der luftigen Höhe dieses deutschen Bauwerks, mitten in der Nacht.... es berührt seltsam und legt sich schmerzlich auf die Seele.

Da — das sprudelnde Französisch verstummt, der Feuerwächter hält inne in seiner Runde. Wir stehen alle gebannt und lauschen. Was geschah? — Unter uns dringen Orgelakkorde aus

den geöffneten Fenstern des Münsters. Aus den Akkorden lösen sich Töne, chromatisch steigen sie an, steigern sich weiter, suchen und suchen sich einander, bis sie sich jubelnd in endloser Höhe gefunden. — Bach ersteht in dieser Nacht über Elsässischer Erde. Der verhaltene Jubel seines Präludiums rauschte auf und steigerte sich zur Erfüllung. „Was war das?" — tritt einer der Franzosen auf mich zu, da die letzten Töne verklungen.

„Bach — —. — Deutsche Musik — — —" — kommen ihm meine Worte nachdenklich entgegen.

„Seltsam — — — Deutsche Musik — — —?" — gibt mir der Franzose langsam meine Worte zurück.

Seltsam? Ja, seltsam, die Sprache, die mir eben noch fremd durch die Nacht entgegengeklungen, atmet jetzt Wärme. Und wir drei stehen stumm am Rande der Plattform und schauen hinunter auf die dunklen Häusermassen der seit Jahrhunderten umkämpften Stadt. Bachsche Musik verklingt in unserem Blut — — — und die gleichmäßigen Schritte des Feuerwächters hallen wieder durch die Dunkelheit. — — — — — — — — — —

Die Straßen haben mich wieder aufgenommen. Hinter mir liegt des Münsters hohe Fassade. Langsam trägt mich mein Schritt dem Trubel der nächtlichen Stadt entgegen.

Leb wohl du deutscher gotischer Dom in der Fremde. Leb wohl du Dom in der Nacht. — — —

In mir verklingen leise die Rhythmen deiner mächtigen Bögen und Pfeiler. Aber den Gruß deiner Schönheit und Größe trage ich mit mir fort und biete ihn deiner Heimat! —

Leb wohl du Dom in der Nacht. —

Der wahrhaft Liebende . . .

Lange Zeit schon stand Benedikt vor den großen, glänzenden Spiegelscheiben des Geschäftes Unter den Linden, hinter denen das Ziel seiner Sehnsucht stand: ein wundervoll hellgrün karossierter Sportzweisitzer! „Ja," sagte sich Benedikt, „das ist der Wagen, den ich mir wünsche! Ich liebe ihn direkt! Ich würde restlos glücklich sein, wenn er mir gehörte! Aber..."

Plötzlich breitete sich ein erlöstes Lächeln um sein Gesicht, und kurz entschlossen betrat er den Laden.

„Der Herr wünschen —?" fragte der Verkäufer höflich, musterte aber Benedikt mit raschem Blick nicht ohne Mißtrauen.

„Dieser hellgrüne Zweisitzer gefällt mir ausnehmend", sagte Benedikt — mit verliebten Blicken zu ihm hinschielend.

„Unser neuester Typ — rassig — schnittig — lächerlich einfach in der Handhabung — mit allen erdenklichen und nicht erdenklichen Schikanen — kurzum: der gegebene Wagen für den Herrenfahrer!" Benedikt nickte zustimmend.

„Kostet 10 800 Mark, sechsfach bereift. Bei Teilzahlungen..."

„Nein," wehrte Benedikt ab, „Teilzahlungen kommen für mich nicht in Betracht —." Der Verkäufer verneigte sich. „Könnte ich mal den Chef des Hauses sprechen —?"

„Aber bitte sehr — sofort — wenn sich der Herr einen Augenblick gedulden wollen —!" Und entflog.

Benedikt näherte sich dem Wagen behutsam — strich zärtlich wie ein Verliebter über den satten Glanz der Karosserie, tätschelte die straffbusige Lederpolsterung und versagte auch den mildgefüllten Ballonreifen nicht den Beweis seiner tiefen Zuneigung — — — da kam erregten Schrittes der Chef hinzu: „Sie interessieren sich, wie ich höre, für unsere neue Type K — ? Tja — das ist auch ein Wägelchen — —!"

„In der Tat!" pflichtete Benedikt ihm bei, „ich liebe diesen Wagen! Seit drei Wochen stehe ich täglich eine geschlagene Viertelstunde vor Ihrem Schaufenster und betrachte ihn. Ein neuer Ritter Toggenburg — Sie kennen doch die Legende? Und darum möchte ich Sie kurzerhand fragen, ob die Firma nicht bereit wäre, mir diesen Wagen zu schenken —?"

„Zu sch...", stammelte der Chef aufs äußerste betroffen. Und langsam seine Fassung wiedergewinnend: „Sie scherzen wohl...?"

„Keineswegs," versicherte Benedikt ernst," nichts liegt mir ferner! Ich liebe diesen Wagen — liebe ihn mit der ganzen leidenschaftlichen Liebe, die nur ein Dichter aufzubringen vermag! Ja, ich liebe ihn leidenschaftlicher, als ich je eine Frau geliebt habe und lieben werde! Und dabei müssen Sie wissen, daß ich in meiner Liebe zu schönen und verwöhnten Frauen nicht so unglücklich zu sein pflege wie in der Liebe zu diesem Wagen! Denn sehen Sie: selbst diese fabelhaft kostbaren Luxusgeschöpfe von Frauen — diese erlesenen Künstlerinnen der Liebe, die sich sonst nur zu horrenden Summen verkaufen —: die verschenken sich manchmal einem wahrhaft Liebenden! Verschenken sich — verstehen Sie? Vor kurzem erst ist mir dieses Wunder geschehen! Sieben Bankdirektoren, drei Filmverleiher, eine kürzlich erst aufgewertet abgefundene Hoheit und ein wegen Hochverrat mit dem Höchstgehalt pensionierter General umwarben diese entzückende Frau! Lauter streng gesicherte Existenzen — wie Sie zugeben müssen! Sie überschütteten sie mit Geschenken und Blumen — baten sie kniefällig, ihr ein Bankkonto errichten zu dürfen — und wen erhörte sie? Mich. Sie erhörte mich nicht einmal — sie schenkte sich mir einfach. Dumm — meinen Sie? Nicht einmal das. Diese Frau war einfach — klug! Sie war als Schauspielerin ein klein wenig ins Hintertreffen geraten —: das fühlte sie mit ihrem feinen Naturinstinkt — und brauchte Reklame. Und wußte, daß die Reklame, die ein wahrhaft Liebender — zumal, wenn er ein Dichter ist — für sie macht, zehnmal wirkungsvoller und schlagender ist als alle bezahlbare — — — Wie recht hatte sie! Wie hat dieser scheinbar so kindisch-törichte Fehltritt — wie hat meine Liebe ihr genützt! Denn was, glauben Sie, nützt einer schönen, amourösen Frau mehr —: wenn irgendein dicker Bankdirektor schmunzelnd seine Zufriedenheit kundgibt — oder wenn ein Dichter ihr das Hohelied der Liebe singt —?! Nur Geduld — ich werde gleich in diesem Sinne auf den Wagen zurückkommen. Um also noch von der Frau zu sprechen: meine Liebesgedichte an sie brachten die zwölf unerhörten Bewerber glattweg in Weißglut! Ein Filmverleiher hat sich erschossen — aber bei dem war es ohnedies höchste Zeit. Den elf restlichen Freiern konnte die Dame ohne Schwierigkeit recht bedeutende Beträge abnehmen — sie heiratete den ausdauerndsten und ist nun eben im Begriff, sich von ihm scheiden zu lassen, nachdem er ihr alles bewegliche Vermögen verschrieben hat. Das unbewegliche — eine Villa — hatte sie sich schon vorher gesichert. Ein Erfolg — nicht wahr? Man könnte sagen: ein durchschlagender Erfolg! Und wem verdankt sie ihn? Mir. Oder besser: ihrer Klugheit, die sie veranlaßte, sich mir zu — verschenken!

Gut. Sie inserieren — nicht wahr? Eine ganzseitige Anzeige in einer großen Berliner Tageszeitung kostet Sie so viel wie dieser Zweisitzer. Und glauben Sie nicht, daß die Reklame, die ein wahrhaft Liebender für diesen Wagen machen würde, wirksamer wäre als eine solche Anzeige?! Bedenken Sie, wie glücklich ich wäre, den Wagen zu besitzen! Freude strahlt aus! Freude wirbt! Ein restlos glücklicher Autobesitzer ist eine schlechthin unbezahlbare Reklame! Nun??"

Benedikt hatte — während seiner langen Rede immer wieder verzückt zu dem Hellgrünen hinschielend — nicht bemerkt, daß der Chef einen Augenblick beiseite getreten war und dem Verkäufer ein paar Worte zugeflüstert hatte. Und nun — da er seine blauen Augen treuherzig-fragend auf den Chef richtete — traten gerade die Wärter der Irrenanstalt ein und bemächtigten sich seiner — — —

„Oh — oh!" sagte Benedikt, der sich willig abführen ließ, mit bedauerndem Kopfschütteln, „um wieviel klüger sind schöne Frauen doch als Automobilfirmen!" —

Bukarest, die Stadt der schönen Frauen

Bummel auf der Calea Victoriei. — Zwischen Orient und Okzident. — Eleganz und Elend.

An den Abenden, wenn die Sonne ihre Glut und die kleinen Mädchen in den Geschäften ihr Tagewerk verlassen, etwa zwischen 6 und 9 Uhr, ist großer Bummel auf der Calea Victoriei in Bukarest, dem kleinen Stück dieser Hauptstraße zwischen dem Nationaltheater und dem Piccadilly, jenem Cafee und Restaurant, das man acht Tage lang liebt, weil man ganz Bukarest dort trifft, und dann aus dem gleichen Grunde zu hassen beginnt. Man flankiert noch ein Stückchen den Bradul Elizabeta herunter an den Kabaretts und Kinos vorbei und ein Stück herauf bis ans Denkmal Bratianus.

In dieser engen Ecke geben sich Orient und Okzident ein buntfarbiges, schreiendes Rendezvous. Langsam läßt man sich von dieser Menge im Gedränge weiterschieben und reißt Augen und Ohren auf. An den Läden und auf der Straße steht alles in Gruppen durcheinander. Jeder kennt jeden. Man begrüßt sich, plaudert, flirtet. Elegante Menschen, bunte Trachten, Barfüßige, Offiziere, Händler, Bettler, tollschöne Frauen, braungebrannte Gesichter, hellgeschminkte, ein Meer leuchtend roter Münder. Händlerinnen schieben sich kreischend dazwischen. Blumenverkäuferinnen balancieren rauchend ihre breiten Körbe durch die Enge. Bettlerinnen, die ewige Zigarette im Munde, ein Haufen bunter Flicken, hocken auf der Straße. Burschen in Tracht verkaufen gestickte Hemden und bieten Trachtenröcke feil.

Die Läden haben sich auf die Straße vorgeschoben. Obst und gedörrte Fische werden angeboten, Gebäck und Eiswasser. Kleine Zigeunerbuben schreien die letzten Zeitungen und die neuesten Nachrichten aus und auf dem Fahrdamm wälzt sich eine endlose, in der sinkenden Sonne glitzernde Schlange langsam vorwärts: wundervolle Autos, klapprige alte Fordwagen, Fiaker über Fiaker, elektrische Straßenbahnen, Pferdebahnen, Omnibusse, Ochsengespanne. Fuhrwerke aller Jahrtausende in friedlichem Durcheinander.

— Alles schreit dabei. Dieses Volk mit den unverbrauchten Nerven empfindet, auch darin Orient, noch die kindliche Lust am Lärm. Die Kutscher schreien und schnalzen, die Autos hupen, stolz auf die Varianten ihrer Warnungstöne, die Verkehrspolizisten dirigieren mit schrillen Pfiffen und herzhaften Flüchen, und alles schreit laut und bunt durcheinander. Wie die Fahrzeuge hier die Jahrhunderte vereinen, so scheint sich auch die ganze Welt hier zu mischen. Diese eleganten Frauen könnten ebenso gut in Paris, Wien, Berlin promenieren. Deutsch, französisch, englisch, russisch, ungarisch, rumänisch wird durcheinander gesprochen.

Herrlich sind diese Frauen, herrlich gerade auch ob dieser Mischung der Welten. Alle sind sie ausgezeichnet angezogen. Selbst die kleinen, armen Ladenmädchen, nur im Rock und Jumper, wissen sich zu tragen, zu halten. Alle sind fabelhaft geschminkt Knallrote Lippen. Seltsamer Kontrast zu den Haaren, die so schwarz glänzen, daß man sich darin spiegeln kann, zu den Augen, die leuchten wie die Belladonna erhitzt. Viele Frauen von vollendeten Formen sind da. Die schlanke Linie des Abendlandes und die orientalische Freude an molligen, rundlichen Formen paaren sich hier.

Viele schöne Frauen gibt es auf der Welt. Ueberall kann man herrliche Gestalten entdecken. Nirgends aber sieht man so viele so dicht beisammen wie in Bukarest. Eine ist schöner und reizvoller als die andere. Eine Revue, ein Film, der den Vorzug hat nicht nur Film zu sein. Ein kleines Zigeunermädchen stößt mich an. Ich soll ihr eine Zeitung abkaufen. Ich suche ihr zu erklären, daß ich nicht rumänisch lesen kann. Da drückt sie mir den ganzen Packen Zeitungen in die Hand, und während ich ihn erstaunt halte, beginnt sie, mir mitten auf der Straße etwas vorzutanzen. Ein Lied singt sie andeutungsweise halblaut dazu. Dann nimmt sie ihre Zeitungen wieder, kassiert ihr Trinkgeld ein und flitzt, ihre Zeitungen anpreisend, wie ein Wiesel davon.

Die meisten der noch Tracht tragenden Mädchen — aber auch nur diese — haben ihr langes Haar bewahrt, denn den Trachten stehen die kurzen Haare nicht. Unter diesen roten, blauen, gelben Kopftüchern müssen Zöpfe hervorschauen. Doch auch hier macht sich der nivellierende Einfluß unserer Kultur bemerkbar. Nicht ein einziges von all den tausenden Kostümen, die man hier sieht, ist vollkommen stilrein, ist noch unverfälscht echt. Mindestens Seidenstrumpf und Stöckelschuh herrschen überall.

Im Piccadilly, dem großen Cafee im Hause des Cercul Militär an der Ecke des Calea Victoriei und des Bradul Elizabeta, also im Nabel dieser Stadt, spielt die Kapelle im Freien. Hier treffen sich die Deutschen, die Kaufleute, die Juden und die kleinen Mädchen mit der Jeunesse doree von Bukarest. Gerade intonieren die Musiker eine Weise, die mir schon den ganzen Abend auf den Lippen gelegen hat: „Carmen". „Diese Menge im Gedränge." Wenn jetzt auf der Terrasse Piccadilly ein rotgegürteter Torero auftauchen und die Menge die Jubelweisen der Begrüßung schreien würden, die da oben gerade gespielt werden, so würde man das für das Natürlichste von der Welt halten. Ich beginne bereits, mich nach einer Frau umzuschauen, die eine Rose zwischen den Zähnen hält. Aber Carmen ist nicht zu entdecken. Noch nicht.

Langsam beginnt es zu dunkeln. Zigeuner und Arbeiter in schmutzigen Röcken und hohen schwarzen Pelzmützen suchen sich ein Nachtlager, machen es sich auf den Treppen, in Schaufensternischen und Baustellen bequem, verschränken die Arme, den Kopf mit dem Hute bedeckt, ziehen die Beine ein und beginnen zu schlafen. Ein langhaariger, barfüßiger Dichter wie ein wetterzerzauster Naturapostel will mir seine, auf einen langen Zettel gedruckten, gesammelten lyrischen Werke verkaufen. Ich lehne ab; „Danke, selbst Kollege." Ein Buckliger schimpft und schreit, weil ihm ein Abergläubiger mit der Hand über den mißgestalteten Rücken gefahren ist, und ein Marmorbüstenverkäufer hält mich am Rockzipfel fest und versichert mir, daß meine Frau dringend einer seiner kleinen Statuen bedürfe. Die Verkehrsbeamten pfeifen, schreien, schimpfen und bemühen sich, den Knäuel der ineinandergefahrenen Wagenketten zu entwirren. Das erscheint um so aussichtsloser, als es hier noch keine Richtungsanzeiger gibt. Man fährt nach Laune, Gutdünken und Glück und schert sich wenig um die nicht allzu freundlichen Aufforderungen, die die Beamten hinter einem herrufen.

Mario Mohr.

Der Sänger in Nöten

Eine Theateranekdote.

Um das Jahr 1810, als auf Befehl Napoleons I. die Warschauer Vorstadt Praga befestigt werden mußte, beeilte sich die ganze Warschauer Bevölkerung, als handle es sich um eine Art öffentlicher Belustigung, Schützengräben aufzuwerfen. Dmuszewski und Zolkowski, beides bekannte Bühnenkünstler von dazumal und Autoren zahlreicher Theaterstücke, beteiligten sich neben anderen Kollegen ebenfalls an den Befestigungsarbeiten.

„Was wird aus uns?" klagte Dmuszewski seinem Gefährten. „Das Theater ist jeden Abend leer. Der Direktor Boguslawski zahlt uns schon drei Monate keine Gage mehr. Wir werden langsam verrecken. Wir müssen unbedingt ein zugkräftiges Kassenstück ausknobeln, das bis zum Herbst auf dem Spielplan bleiben konnte; damit ließe sich endlich wieder etwas verdienen!"

„Schreib' eine komische Oper „Die Schützengräben vor Praga"," schlug Zolkowski vor.

„Wird gemacht! Ein famoser Einfall!" rief Dmuszewski begeistert. „Schon der Titel ist ein Geschäft! Wir werden mindestens drei gut besuchte Vorstellungen haben und 3000 Gulden einstreichen! Schreiben wir das Stück zusammen!"

Der Inhalt des Stucks war ungemein einfach: schließliche Verbindung zweier von einander getrennter Liebenden, Versöhnung der grollenden Eltern usw.; Ort der Handlung: die Schützengräben vor Praga. In einer Nacht war das Stück fertig. Tags darauf waren die Rollen verteilt, am dritten Tage fand die Uraufführung statt.

Dmuszewski kreierte die Hauptrolle des Geliebten und mußte eine lange Arie singen, die mit den Worten „Orzel zloty", „goldener Adler", begann. Er fängt an zu singen, vergißt aber den weiteren Text, da er ihn während der kurzen Zeit nicht memorieren konnte. Der Souffleur — Gott weiß, der dachte wohl in diesem Augenblick an die Schützengräben! — versäumt das Soufflieren. Die Musik spielt weiter, also muß man singen. Ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, wiederholt Dmuszewski mit Nachdruck: „Orzel zloty, Orzel zloty!", und zwar mit immer innigerem Pathos. Das Publikum ruft: „Bravo, bravo!" und Dmuszewski schmettert immer weiter: „Goldner Adler, Adler goldner, goldner Adler, Adler goldner!" und so fort, bis die auf diesen zwei gewichtigen Textworten aufgebaute Arie zu Ende ist. Jeder „goldne Adler" wurde mit einer veränderten Gebarde und Mimik begleitet; das ahnungslose Publikum berauschte sich an dem eindrucksvollen Mienenspiel des Sängers und überschüttete ihn mit jubelndem Applaus.

Endlich schwieg die Musik. Während der kurzen Stille flüsterte ihm der Souffleur die Fortsetzung der vergessenen Strophen zu und unter erneutem tosenden Beifall sang Dmuszewski die Arie mit dem richtigen Text da capo.

Merkworte:

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht;
Seine Aehren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

*

Welcher Gedanke kann so hohe Lebensklugheit geben wie der Todesgedanke!

*

Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

*

Um jeden Namen bildet sich eine Legende.

*

Im Umgang mit vielen Menschen verwechselt man oft, was man selbst innerlich besitzt und was man von andern entlehnt.

*

Inwendig in uns wohnt der Richter, der nicht trügt.

*

Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Neckische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Punkten beweist sie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz.

*

Jeder Tag ist ein kleines Leben; jedes Erwachen und Aufstehen eine kleine Geburt, jeder frische Morgen eine kleine Jugend und jedes Zubettgehen und Einschlafen ein kleiner Tod.